

RUNDBLICK ÜBER WESTDEUTSCHLAND

STREIFLICHTER AUS FRANKFURT:

Gedanken zum 1. deutschen Jazz-Festival

Die erfreulichste Feststellung der Frankfurter Tage für Puristen: der Bebop ist tot! Was an gutem Jazz heute in Deutschland gespielt wird, ist im Wesentlichen nur noch Dixieland und Cool-Jazz. Daneben gibt es natürlich einen progressiven Stil, der Elemente des Bebop, Cool, Harlem-Jump und des modernen Swing enthält, aber der ausgesprochene Bebop in seiner explosiven Form der späten Vierzigerjahre existiert nicht mehr. Seine Nervosität hat sich reduziert auf die Blockakkorde des Klaviers und — hin und wieder — den Achtachtel-Rhythmus des Schlagzeugs. Was die Hans Koller-Combo macht, ist gepflegte Kammermusik, bei der sich die hingehauchten Tenortöne meilenweit von dem effektvollen Schleif- und Growlstil der „Jazz at the Philharmonic“-Spielweise entfernen.

Das inoffizielle Hauptereignis der Frankfurter Tage waren die Stunden in Carlo Bohländers Jazzkeller „Domicile du Jazz“. Hier wird wieder etwas von der Bohème-Atmosphäre lebendig, die im allzu ungeistigen Trubel der Nachkriegsjahre zunächst verloren gegangen ist. So wurde dort nach Herzenslust gejamt. Es spielten die Two Beat Stompers, die Hans Koller-Combo, natürlich Carlo Bohländer, da fanden sich Jutta Hipp, Joe Klimm und außer den deutschen „All Stars“ viele andere, bis jetzt noch namenlose Amateure und Berufsmusiker. Alter und neuer Stil schlossen sich nicht aus, sondern die Toleranz wurde praktisch vorexerziert. Wenn Not am Mann war, stiegen z. B. die Gebrüder Mangelsdorff in eine Dixieland-Combo ein. Albert, der kühlest Posaunist Deutschlands und Emil, moderner Altist, spielten Tailgateposaune und New Orleans Klarinette in altem Stil, daß es eine Freude war. Horst Lippmann, der sehr „auf modern steht“, spielt bei den Two Beat Stompers Schlagzeug; es gibt keine feindlichen Lager, die sich bis aufs Blut bekämpfen.

Wo so viele namhafte Musiker spielen, darf der Kritikerstab nicht fehlen. Es fanden sich also ein an Rundfunkreferenten, Publizisten und Schallplattenfachleuten: J. E. Berendt, Dieter Zimmerle, Dr. Schulz-Köhn, Dr. Wachler, Günter Boas, Olaf Hudtwalker, der „Baron of bounce“, Schallplattenjockey Chris Howland und Hans Gertberg vom NWDR. Keiner von ihnen aber in strenger Kritikerhaltung, sondern alle nur als Musikbegeisterte und Jazzfans unter ihresgleichen. Eine Ausnahme machte der Baron of bounce. Er saß mit gefurchter Stirn in einer Kellerecke, als gälte es, ein philosophisches Kollege abzuhearschen. Ob er über den Miles Davis-Stil eines unbekanntenen schwedischen Trompeters nachdachte?

Kleines musikalisches Porträt der Two Beat Stompers: Werner Rehm erinnert in der Phrasierung und im Ausstoßen der Töne an Armstrong, während Carlo Bohländer durch sein hohes Register und sein schnelleres, virtuoseres Spiel moderner wirkt. Dick Simon spielt eine raue Tailgateposaune nach Kid Ory; über den Allround-Musiker Werner Diess, den man leider nur auf der Klarinette hörte, läßt sich nur Gutes sagen; Robert Theobald spielt so stilgerecht in alter Ragtime-Manier, daß man meint, das Klavier sei verstimmt, auch wenn es gar nicht der Fall ist. Horst Lippmann bearbeitet als Schlagzeuger tüchtig

den Trommelrand und sorgt mit Heinz Zimmermann, Banjo, und „Bart“ Böhm, Tuba, für den Rhythmus. Wolfgang „Bart“ Böhm macht mit seinem schwarzen Backenbart den Eindruck eines — nun, sagen wir, — mindest waschechten Existenzialisten oder surrealistischen Malers. Aber wie gesagt, — er macht nur den Eindruck.

Ein Wort an die Bürger, die sich an der „Ehrwürdigkeit“ eines solchen „unterirdischen“ Betriebes stoßen: ein bißchen Extravaganz ist ganz gesund. Wo kämen wir hin, wenn alle Leute „normal“ wären? Soll der Mensch genormt werden? Im Domicile du Jazz ist man Mensch, hier kann man's sein.

Damit auch das Paradoxon nicht fehle, folgende Geschichte: ich traf im „Domicile du Jazz“ einen Neger, einen intelligenten, gut deutsch sprechenden Soziologiestudenten, den ich fragte, welchen Stil er besonders liebe. Die Antwort: er sei kein Jazzfan. Dixielandmusik spreche ihn nicht an, Cool-Jazz verstehe er nicht, das einzige, was er sich anhören würde, seien einige Stücke von Stan Kenton. Aber sonst halte er vom Jazz nichts. Ob er sonstige musikalische Interessen habe? O ja, er liebe deutsche Volksweisen. Pardon, aber warum er dann um Himmelswillen jeden Abend ins „Domicile du Jazz“ komme? „Oh, wissen Sie, es gibt hier so nette Menschen. Und es ist so billig.“

Alle, die es sowieso nicht interessiert, einmal weghören! Es folgt jetzt eine vertrauliche Mitteilung, ein Ratschlag sozusagen. Wenn Sie aus der Kleinstadt oder aus der Provinz kommen und wollen als Fan in der Großstadt ernstgenommen werden, so achten Sie sorgfältig darauf, daß Sie sich in der zur Zeit gültigen Fachsprache der Jazzfans ausdrücken. Die wichtigsten Ausdrücke sind im Augenblick: „stehen auf“, „sauer“ und „das Letzte“. Sagen Sie also beispielsweise: „Ich stehe sehr auf

Cool“, oder „Ich stehe ja nun gar nicht auf Flip Philips“, so kommen Sie schnell in den Geruch eines versierten Kenners. Lassen Sie beiläufig die Bemerkung fallen, Earl Bostic oder Dave Brubeck seien „das Letzte“. Auch die Behauptung, daß Bessie Smith nach wie vor „das Letzte“ sei, ist angebracht, denn „das Letzte“ bedeutet nicht immer das Neueste und Aktuellste, sondern auch das Beste, Endgültigste, Wesentlichste und Unerhörteste. Was „sauer“ ist, wissen Sie sicher selber, ist „ein alter Hut“. Bei passender Gelegenheit also stehen Sie ruhig auf und sagen, daß Sie auf Hans Koller stehen, — es macht dem Guten nichts aus. Wenn einer allerdings mit einem Bein auf Harry James steht, mit dem anderen auf Miles Davis und mit dem dritten auf Helmut Zacharias, dann ist das wirklich — „das Letzte“.

Det fiel mir ooch noch uff: die Diskrepanz zwischen der Atmosphäre auf der offiziellen Tagung der DJF im Amerika-Haus (Meine Damen und Herren, ich möchte Sie bitten, zu dem Antrag des „New Hot Club Munic“ Stellung zu nehmen . . .) und der Stimmung im Jazzkeller. Bei solchen Gelegenheiten überfällt mich der Gedanke, daß der angestammte Platz des Jazzfans der zwischen den Stühlen ist. Nicht nur gegenüber der großen Gemeinde der Jazzgegner, sondern auch im eigenen Lager. Auf dem einen Stuhl, wenn wir einmal bei dem Bilde bleiben wollen, sitzt der Musikwissenschaftler, der Plattensammler, der seriöse Musikfreund und ernsthafte Jazzfan, auf dem anderen Stuhl sitzt oder vielmehr steht ein durchaus unseriöses, ekstatisches, tanzwütiges und pfeiffreudiges Publikum. Die Seele des Fans wird zwischen beiden hin und hergerissen. Was soll er machen? Am besten einen guten Eindruck. Denn besser eine ordentliche Haltung als eine Unter-Haltung. Das Jazz-Festival war keine Unterhaltung, es war Leben und hinterließ den besten Eindruck.

Herbert Lindenberger

HOT CLUB DORTMUND MIT 4 COMBOS

Neue Dixieland- und Cool-Combos im HCD

—djf— Dem unmittelbaren Erleben kommt beim Jazz eine eminente Bedeu-

tung zu. Auch die beste Record-Session kann auf die Dauer nicht die live-music ersetzen. In der Arbeit eines Hot Clubs



Wolfgang Hohgräfer an den Drums mit der Melodie-Sektion der „HC Dortmund Draktown Stompers“. Die Melodie-Sektion mit H. Büschen trb., dem jungen Trompeter Horst Himsel, der musikalischer Autodidakt ist, und Teddy Kurapatki. Schrieb eine Zeitung bewundernd nach einem Konzert der „Draktown Stompers“: „Der erstaunlichste der Musiker ist Horst Himsel, seine Trompetensoli sind einfühlsam und von hinreißender Vitalität — und er kennt keine Note.“ — Nun, dafür hat er große Vorbilder . . .